

Vor 50 Jahren

Autor(en): **E.L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **41 (1946)**

Heft 1: **Heimatschutz und Muttersprache = Comment sauvegarder nos vieux langages**

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-173261>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vor 50 Jahren

Die Sprachwissenschaftler sind im allgemeinen der Überzeugung, daß die Sprachentwicklung jenseits des bewußten Willens eines Volkes sich vollziehe und daß die Mundart im Kampfe mit der «Hochsprache» auf die Dauer stets die unterliegende sei. Sobald ein bisher für sich selbst lebendes Mundartgebiet in engere Berührung mit einer «Reichssprache» komme, sei es um die Mundart geschehen. Der Kampf zwischen den beiden könne lange dauern, aber sein Ausgang stehe zum voraus fest.

Von dieser Auffassung ausgehend, hat Prof. E. Tappolet, Zürich, im Jahre 1901 eine Untersuchung über den Stand der Mundarten in der deutschen und welschen Schweiz veröffentlicht. (Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich, Heft 6.) Er glaubt dabei feststellen zu können, daß der Auflösungsprozeß in den großen Städten, vor allem in Zürich, bereits weit fortgeschritten sei, und belegt dies mit zahlreichen Beobachtungen und Bekenntnissen, die wir in freier Fassung auszugsweise wiedergeben. Sie lassen uns nicht zuletzt auch die bedenkliche innere Haltung eines großen Teiles der «Eidgenossen» jener Zeit erkennen.

«Nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1900 ergibt sich, daß in den beiden größten Städten der Schweiz (Basel und Zürich) beinahe jeder dritte Mensch, den wir antreffen, ein hochdeutschsprechender ist. So nennt man denn oft Zürich eine Schweizer Stadt, in der man hie und da auch noch Schwyzertütsch höre.' In der Tat! Ich suchte kürzlich eine abgelegene Straße in der Stadt Zürich. Von den zehn Leuten, welche ich fragen mußte, sprachen sechs hochdeutsch. Aber auch sonst kommt wohl jeder von uns durchschnittlich einmal im Laufe des Tages dazu, hochdeutsch zu reden. Kaum gibt es in Zürich noch ein Haus mit mehreren Wohnungen, in dem nicht wenigstens eine hochdeutschsprechende Person wäre. (Mit denen damals selbstverständlich hochdeutsch gesprochen wurde!) In wie vielen Familien ist Mann oder Frau deutscher Zunge. Nie wird da Dialekt gesprochen. Wohl kommt es vor (!), daß die Kinder in der Schule Dialekt lernen und ihn unter sich eine Zeitlang sprechen; sind sie aber der Schule entwachsen, fallen sie wieder ins Hochdeutsche zurück.

Doch auch ohne die Deutschen in der Schweiz hat sich die Anschauung eingelebt, das Schriftdeutsche sei die vornehmere, edlere Sprache. Dieser Auffassung wird die heimische zum Opfer fallen, ob wir wollen oder nicht.

Wenn ich zum Beispiel in der Eisenbahn einen Unbekannten anreden soll, so bin ich in etwelcher Verlegenheit, welche Sprache ich wählen soll. Rede ich nämlich Dialekt, und er ist ein Deutscher, so muß ich gewärtigen, als unhöflich zu gelten. Spreche ich dagegen hochdeutsch, so muß ich mich auf ein vorwurfsvolles: 'Chönet Si nümme Schwyzertütsch?' gefaßt machen. Ich mag's anfangen wie ich will, so kann ich's übel treffen; und will man seine Ruhe haben, so tut man wohl am besten, sich in ein vornehmes Schweigen zu hüllen.

Vor 50 Jahren — immer Anno 1901 geschrieben! — kam kein Deutschschweizer in diese Verlegenheit; es wäre ihm nicht eingefallen, einen Unbekannten anders als

in Dialekt anzureden. Nach 50 Jahren — also um 1950 — wird kaum ein Schweizer mehr in ähnliche Verlegenheit kommen. Er wird ihn ohne weiteres hochdeutsch anreden und selbst wenn beide Schweizer sind, so werden sie hochdeutsch fortfahren, weil keiner sich etwas vergeben will, weil keiner sich der Gefahr aussetzen will, vom andern als weniger gebildet oder als vertraulich angesehen zu werden.

Die Geschäftssprache in Zürich wird nun in kurzer Zeit das Hochdeutsche sein. Schon jetzt wird man oft in Läden von schweizerischen Angestellten hochdeutsch angesprochen.

In den schweizerischen Fremden-Hotels muß man sich bald schämen, mit einem Kellner Dialekt zu sprechen. Es wird einem von Ausländern gerne als unpassende Vertraulichkeit ausgelegt. So gibt es denn auch bereits gute Schweizer Familien, in denen die Mutter mit ihren Kindern zur Übung hochdeutsch redet. Ist der Einfluß der Mutter nachhaltig, so stirbt schon in der zweiten Generation die Mundart aus. Denn jene Kinder werden noch viel weniger mit ihren Kindern Dialekt reden.»

An Hand dieser und zahlreicher weiterer Beispiele kommt denn auch der Verfasser «nach langem Widerstreben zur festen Überzeugung, daß auch der deutschen Schweiz die Invasion der Schriftsprache bevorstehe. Voraussichtlich werde es Zürich beschieden sein, die erste hochdeutschsprechende Stadt der Schweiz zu sein, der die andern bald folgen werden.»

Eine Zeitlang werde dann «eine bei uns unerhörte gesellschaftliche Teilung nach Hochdeutsch und Dialekt» herrschen. Sie müsse peinlich wirken in unserem demokratischen Lande, sei aber so unvermeidlich wie in andern (!) deutschen Städten, z. B. Stuttgart, München, Wien oder Hamburg, wo die untern Volksklassen zur Stunde ebenfalls noch Dialekt reden. Am Ende der Entwicklung werde ein allgemeines «Schweizer Hochdeutsch» mit regionalen Tönungen stehen, mit dem man sich werde abfinden müssen.

Dies alles sah und prophezeite ein Zürcher Professor Anno 1901 — und er war nicht der erste beste! Und heute?

Unser Heft gibt die Antwort auf diese Frage. Am Schlusse seines Aufsatzes, wo Prof. Tappolet wiederholt, daß das Festhalten an der Mundart vom Standpunkt der Sprachgeschichte aus gesehen aussichtslos sei, schreibt er allerdings einen Satz, dessen Bedeutung ihm damals nicht bewußt sein konnte, der uns aber die Erklärung für die in Wirklichkeit so ganz anders verlaufene Entwicklung gibt: «Wo eine Mundart mit einer Schriftsprache im Kampfe liegt, wird bei *gleichbleibenden politischen Verhältnissen* die Gemeinsprache obsiegen.» Seither haben zwei Weltkriege um Deutschland getobt. Beide, vor allem der zweite, haben uns merklich vom Reiche entfernt. Die Reichsdeutschen sind aus dem Bild unserer Städte fast verschwunden, soweit sie aber noch da sind, versuchen sie so gut wie möglich Schweizerdeutsch zu sprechen. Wir haben uns auf uns selbst besonnen und sind wieder Herren im eigenen Haus. Damit ist die unserer Muttersprache von außen drohende Gefahr für einmal überwunden; sie hat sich erholen und in ihrem Ansehen festigen können. Wie wird es um sie bestellt sein, wenn im Jahre 2000 die Schweizer wiederum Rückblick und Ausblick halten?

E. L.